

Diese Kolumne über die Pflege widme ich meiner Mutter, die eine gepflegte und großherzige Frau war. Von ihr habe ich die Lust zum Lernen, Leben und Arbeiten, die Freude am Diskutieren und Dekorieren. Sie hat mit mir gelacht und gebetet, sie hat meinen Ehrgeiz gekitzelt. Sie hat mir und meinen Geschwistern saures Kartoffelgemüse gekocht und süßen Grießbrei. Sie hat Nächte durchwacht, wenn wir krank waren. Als der Hausarzt ihr sagte: „Der Bub – heut nacht wird er oder stirbt er“ hat sie gesagt: Er wird. Er ist geworden.

Sie hat uns den Rotz von der Nase gewischt, sie hat später unsere pubertären Rotzigkeiten ausgehalten. Die Mütter hat uns gehegt, aber nicht gehätschelt. Ihre Kleider waren züchtig, wie es sich in der Provinz gehörte, aber raffiniert und maßgeschneidert, denn sie war Schneiderin.

In ihren letzten Lebensjahren brauchte sie immer mehr Pflege, zuletzt mehr als wir, ihre Familie, ihr geben konnten; sie war in zwei Pflegeheimen. Im ersten brach sie sich in der ersten Nacht den Arm. Im zweiten wurde sie zögerlich heimisch. Manchmal wählte sie die Nummer, die auf ihrem Telefon stand: 110. Dann riefen mich die Polizeibeamten in der Redaktion an und sagten, dass mich die Mutter braucht. An Sonntagen fuhren wir durchs Oberland spazieren; wenn ich ihr zu schnell war, sagte sie: „Langsam, ich will noch länger leben.“ Nach ihrem Neunzigsten wurde sie immer weniger. Den Weg ins Auto schaffen wir nicht mehr. Es war, so sage ich es gern, wie bei der Abschiedssinfonie von Haydn, bei der die Musiker der Reihe nach ihre Noten zuklappen, ihr Licht auslöschten und sich von der Bühne verabschiedeten. So war es mit den Lebensgeistern der Mutter.

Das Wort Pflege weckt Erinnerungen, glückliche und schmerzhaft. Zugleich weist es in die Zukunft der Gesellschaft. Das Thema Pflege ist ein Zukunftsthema, eines der wichtigsten Themen, die es für eine alternde Gesellschaft gibt. Gesundheitsminister Jens Spahn hat es neu angepackt: Er will die stark steigenden Kosten, die für die Pflege privat zu tragen sind, deckeln; und er will erreichen, dass Pflegekräfte besser als bisher, nämlich nach Tarifvertrag, bezahlt werden. Seine Vorschläge sind, wenn es gut geht und es nicht nur bei der eher mickrigen Entlastung von 86 Euro im Monat bleibt, der Einstieg in eine Politik, die die Pflegeversicherung von der Teil- zu einer Vollversicherung ausbaut. Das kann die Angst davor lindern, dass man den Angehörigen und der Gesellschaft als „Pflegefall“ zur Last wird.

Kinder sind „unsere Zukunft“, heißt es gern. Auch die Alten sind unsere Zukunft, denn unsere Zukunft ist das Alter. Die Gesellschaft muss daher auch ihren Frieden

Notruf 110

Die Pflegekosten für alte Menschen sind Ehrenschnulden der Gesellschaft. Minister Spahns Vorschläge dazu können der Einstieg sein in eine große und gute Reform

VON HERIBERT PRANTL

machen mit der Demenz, die eher Schicksal ist als Krankheit, nämlich eine bestimmte Variante des Lebens im hohen Alter. Nicht die Demenz ist neu, sondern die Zahl der dementen Menschen; früher starben die meisten lang bevor sie der Demenz nahekamen. Der demente Mensch ist kein Halb Mensch; er ist Mensch mit Leib, Seele, Sinnlichkeit, Kreativität, Emotion – und eben Demenz. Seine Hilfebedürftigkeit ist keine Störung, die zu bekämpfen ist; sie gehört zum Menschsein. Ein Gesundheitssystem, das dem nicht Rechnung trägt, ist krank.

Unser Umgang mit den Alten ist zukunftsrelevant – denn unsere Zukunft ist das Alter

Gute Pflege ist eine „Ehrenschnulde“ der Gesellschaft; so hätte meine Mutter das formuliert, die das vierte Gebot („Du sollst Vater und Mutter ehren“) gern zitierte. Es passt nicht zu einer Ehrenschnulde, dass allein die Pflegebedürftigen das Risiko für Kostensteigerungen im Heim tragen. Wenn die Heime, wie es bitter notwendig ist, mehr, besseres und besser bezahltes Personal einstellen, trägt derzeit der Pflegebedürftige, nicht die Pflegeversicherung die Mehrkosten. Ursprünglich, als die Versicherung eingeführt wurde, sollte es so sein: Die Heimbewohner zahlen Unterkunft und Verpflegung, die öffentliche Hand trägt die Investitionskosten der Heime, die Pflegeversicherung die Pflegekosten. Heute trägt der Heimbewohner die Kosten für Unterkunft und Verpflegung, die Investitionskosten und eine Zuzahlung zu den Pflegekosten. Das ist zu viel.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar“: Die Altenheime gehören zu den Orten, an denen sich dieser Haupt- und Eingangssatz des Grundgesetzes bewähren muss. Man sollte ihn an die Eingangstüren hängen. Es geht um Menschen, die ein Leben lang gerackert haben. Sie brauchen Hilfe; jemanden, der ihnen zuhört; mit ihnen isst; sie in den Arm nimmt; sie ins Zimmer bringt, wenn sie nachts durch die Flure irren; sie nicht auslacht, wenn sie kla-

gen, dass man ihnen ihr Geld gestohlen habe. Das stimmt ja auch: Die Pflege ist teuer; die Ersparnisse vieler alter Menschen schmelzen deshalb so schnell weg, dass sie „Hilfe zur Pflege“, also Sozialhilfe, beantragen müssen, um den Platz im Heim zu finanzieren. Der „Eigenanteil“, der zu entrichten ist, weil ihn die Pflegeversicherung nicht deckt, steigt prozentual so wie nichts sonst, allenfalls wie die Mieten in München und in Berlin.

3,4 Millionen Pflegebedürftige gibt es in Deutschland; jeder vierte wird im Heim betreut. Pflege, professionelle und familiäre, muss besser honoriert werden, mit Geld und mit Zeit. Auch das ist eine „Ehrenschnulde“. Das Wort Honorar heißt übersetzt „Ehre“. Man darf nicht so tun, als sei Balkonklatzen für die Pflegerinnen Ehre genug und Kopftätscheln, neudeutsch Wertschätzung, für die Töchter und Schwiegertöchter, die sich aufopfern. Noch leben die meisten Pflegebedürftigen zu Hause. Ohne die Familien, die sich kümmern, wäre die Pflegeversicherung bankrott. Wer Pflege in der Familie nicht selbst erlebt hat, weiß nicht, was kümmern bedeutet. Bezahlbare Haus-Betreuung durch heimische Fachkräfte gibt es nicht; die Pflegeversicherung zahlt nur einen Bruchteil. Am Ende der Ausbeutungskette steht „die Polin“, die auch Rumänin sein kann und ihre Kinder bei den Großeltern zurückschickt.

Eine Kultur, die die Lebenszeit so wunderbar verlängert hat, hat bisher nur unzulängliche Antworten auf die Fragen gefunden, die damit einhergehen. Es reicht nicht, die Alten in Corona-Zeiten zur Risikogruppe zu erklären. Die Gesellschaft muss die Kraft und das Konzept haben, sie in Würde alt und lebenssatt werden zu lassen. Lebenssatt ist ein anderes Wort für Wohlergehen. Man darf die Alten nicht so behandeln, dass sie ihr Leben satt haben.



Heribert Prantl
ist Autor und Kolumnist
der Süddeutschen Zeitung